

Entscheidung und Geschehen

Der Stand des Christen in der Heilsgeschichte

aus:

Edzard Schaper,
Wagnis der Gegenwart.
An Kreuzwegen christlicher
Geschichte
Stuttgart - Berlin 1965

Noch während des letzten Krieges habe ich erfahren, daß der Dichter Siegbert Stehmann im Morast der Front am ostkarelischen Swir eine „Literaturgeschichte nach dem Gedächtnis“ zu schreiben begonnen habe, in der von hundert Büchern die Rede sein sollte: ohne Sekundärliteratur, nach nicht mehr und nicht weniger als dem, was sich aus hundert Titeln und Büchern seinem Herzen, seinem Verstand und seinem Gedächtnis unverlierbar eingeprägt hatte, mit dem zeitlichen Abstand zur Lektüre und dem grausam schroffen Wechsel der Umwelt als einer Art geistigem Filter. Man könnte mit Ehrfurcht von einer Art literarischen „Eisernen Ration“ des Frühverewigten sprechen, der mit seinen geistlichen Liedern den neuen Zungen des evangelischen Gemeindegesangs so manchen Schatz hinzugefügt hat.

Das Manuskript, dem Oberkommando des Heeres vorlagepflichtig, wie alles, was ein Soldat schrieb und wegschickte, ist verschollen. Und dabei hätte es in sein Innerstes blicken lassen wie in einen Spiegel, der nichts Flüchtliges, Allgemeines, sondern nur das mit der Einzigartigkeit und Personalität eines Menschen ihm wesentlich Zugeordnete aufbewahrte.

Zu dieser Art der Erlebnis- und Geschichtsbewahrung bekenne ich mich hier, wenn dies möglich sein sollte. Sie sollen nicht die zur Unzahl gewordene Zahl der Einführungen in das Christentum als Bildungsgut vermehren, die heute unsere sogenannte „christliche Welt“ trügerisch als Erfahrungswelt vorspiegeln. Wo sie an vergangenes Geschehen erinnern, wollen sie kein katholisches und kein protestantisches Maß der absoluten Offenbarung Gottes vortäuschen. Nach eigener Erfahrung sollten sie nur die Offenbarung Gottes als das wahre Maß unserer Wirklich-

zeit und zugleich als das einzig Wirkliche in den Grenzen unserer Geschichte und unserer Erkenntnismöglichkeiten statuieren. Ihre Gestalten sind mir selber Gefährten einsamer Nacht und die Wege der Gedanken eine Suche nach jener „gewissen Zuversicht“, mit welcher sich trotz aller Last und Schuld der Vergangenheit glaubwürdig einen Tag länger weiterleben und glauben läßt. Denn Christentum ist ja — als Offenbarung Gottes in der Welt wie als Anspruch Gottes an den einzelnen, von ihm Betroffenen — unaufhörlich Geschichte und Gegenwart zugleich, Ewiges und Zeitliches. Nicht nur der Tag der Kreuzigung wiederholt sich unaufhörlich als innermenschliche Sünde, sondern der Morgen der Auferstehung, als Gnadenbeweis, und von der Himmelfahrt an, mit deren Fest die Menschen unserer Tage so wenig mehr anzufangen wissen, ist das Wirken Christi in die Zeit wieder ganz von der Außer- und Überzeitlichkeit, der Ewigkeit, vom VATER her dieser Welt und ihrer Menschheit zugeordnet. Unter dem Mantel des Geschehenden, auch im befleckten und zerschlissenen Gewand der Kirche, bereitet sich die letzte Parusie des Gottessohnes vor. Jedes einzelne Leben ist selbst in aller seiner Verlorenheit und Abgeschiedenheit diesem Erlösungswerk Gottes in der zeitlichen Wirklichkeit einer jeden Gegenwart verhaftet und verpflichtet, und immer wieder, wenn wir Rückschau auf Gestalten und Wege eines christlichen Daseins halten, erkennen wir — oft wie durch einen Blitzstrahl gespalten, mit dem der „dunkle Spiegel“ des zeitlichen Daseins sich erhellt und die „gebundenen Augen“, gleich denen der Emmausjünger, frei werden —, wie Ewigkeit und Irdisches einander gegenübertraten, wie der „Himmel taute“ und

die Erde und jene, die ihre Kinder sind, den Gerechten aufnahmen zum fort und fort wirkenden Geschehen christlicher Existenz, die alle Vergangenheit in sich schließt und jeden Augenblick Wagnis der Gegenwart vor der Zukunft des wiederkehrenden Christus ist.

Wie dünn und lose die Fäden auch über lange Vergangenheit hin geknüpft scheinen — so dünn und so lose, daß mancher im Augenblick der Gegenwart sich gar nicht im Vollzug der Vergangenheit und vor der Forderung der Zukunft fühlt —, von jener Nacht vor Gethsemane an, da Jesus seine Abschiedsreden an die Elf hielt, die bei ihm geblieben waren, bleibt für uns jede christliche Gegenwart ein Wagnis zwischen Vergangenheit und Zukunft. Denn der Herr verhiess im Gehen sein Kommen, im Abschied die Wiederkehr. Von allen Offenbarungsreligionen ist die christliche allein die Religion eines um des Menschen willen menschengewordenen, getöteten und wiederauferstandenen Gottes. Nicht die eines Sendlings, der einmal kam und ein für alle Mal ging und im Jenseitigen seine Gerechten erwartet, sondern die eines Heilsbringers, der einmal als das „WORT“ von Gott im Fleisch kam, Gestalt annahm, um des Menschen willen menschlich litt, übermenschlich entrückt ward und als göttlicher Richter wiederkehren wird, „zu richten die Lebendigen und die Toten“ und das Reich dieser Welt heimzugeben an den Vatergott, der ihn einmal dahinein entsandt hatte: in Einem drei (in umgekehrter Trinität), der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Dies bestimmt unsere Geschichtsphilosophie und Geschichtstheologie; dies prägt schon in der Frühzeit des Christentums, die beständig, wie auf den nächsten Auf-

gang der Sonne, auf die Wiederkunft des Herrn wartete, die ganze „Haltung“ des Christen zur Welt und schlägt sich im dritten Jahrhundert in Augustinus' Lebenswerk „De civitate Dei“ nieder: unser Spannungsverhältnis zwischen dem Geist der Tradition – also der kontinuierlichen Erfahrung und Bewahrung unseres Glaubensgutes durch, an und mit Jesus Christus – und den heute stürmischer denn je andrängenden Phänomenen der Evolution und der antichristlichen Revolution. Denn wenn das Göttliche in Raum und Zeit Fleisch und ein Teil unserer Elemente und unserer Dimensionen geworden ist und über sein geschichtlich dokumentiertes Ende hinaus Wiederkehr verheißt hat, die jeden Augenblick zu *dem* verheißenen Augenblick machen kann, dann ist ja jeder Augenblick auch ganz in der irdischen Erfahrung und zugleich unter der göttlichen Gerichtsbarkeit. Oder so wie zu Christi Lebenszeiten: ganz Einwohnung im alten Gesetz des alten jüdischen Bundes zwischen Gott und seinem auserwählten Volk als Tradition, und zugleich im Glauben auf dem Fundament von Taufe und Predigt, denen sich das von Jesus selbst eingesetzte Opfermahl zugesellte, die Frohe Botschaft, die des Zukünftigen gewisse Kindschaft an der durch alle Weltalter und mit allen Weltaltern sich zeugend fortwandelnden neuen Welt eines neuen Zweiten Adams.

Christus hat eine neue Tradition geschaffen, in der bis heute jeder Christ lebt, und jede Gegenwart, die er lebt, ist Wagnis, Bewährung, Erfüllung seines Gebotes zur Liebe – und damit zugleich Gericht über einen jeden von uns selbst. Denn wie der Jüngste Tag „gleich einem Dieb in der Nacht“ kommt, so ist die Wiederkunft des Herrn nicht mehr durchaus als ein außerweltliches Er-

eignis in diese Welt hinein zu verstehen, und die Endzeiterwartung des frühen Christentums, die Eschatologie, die an die Worte Jesu anknüpft: „Wahrlich, ich sage euch, dieses Geschlecht soll nicht vergehen, ehe denn alles geschehen ist, was ich euch gesagt habe“, kann im Bereich des Innenmenschlichen in diesem Geschlecht schon längst in Gang und Schwang sein. Denn niemand vermag dem Sauerteig, als der Jesu Botschaft in eine auch damals periodisch gesehen schon „fertige“ Welt, eine „Welt am Ende“, eingebettet wurde, zu befehlen, bis wann er den Teig „umgeschafft“, durchsäuert, bereit gemacht hat für den feurigen Ofen Gottes. So betrachtet ist für die Eschatologie vielleicht mancher gelehrte, lange Traktat auf eine kurze, christologische Formel gebracht worden in dem Grabspruch, den Rudolf Kassner, der einsame mährische Denker, sich auf einem Friedhof in meiner Nachbarschaft gesetzt hat:

„Vielleicht war es früher so, daß ein Mensch einfach bis zur Grenze ging, und dort starb er dann, und das ewige Leben begann. Seit Jesu Christo aber wandert die Grenze mit, und so weiß niemand im Grunde, wann und wo das ewige Leben beginnt.“

Der Begriff Grenze steht hier stellvertretend für das Äußerste, was der innere und äußere Mensch in dem ihm aufgetragenen Leben aus ererbten Anlagen und erworbenen Eigenschaften zu entwickeln vermocht, unter das Auge Gottes zu stellen versucht oder sich vermessen hat. In der Gottmenschlichkeit Jesu Christi aber ist ihm gleichsam, weil Christus ganz Mensch und ganz Gott gewesen ist, von Anfang an ein Nachbar *im Bereich des Absoluten* zugeordnet worden. Das seit der Zeitenwende in die Welt eingeordnete Gericht ist mit

jeder Begegnung in Christus und durch Christus schon Wiederkehr, Geschlecht um Geschlecht, und kein in Christus lebender Mensch weiß in der Tat, wann und wo das ewige Leben beginnt, wenn er dem Gebot der Liebe – der Gottesliebe und der Menschenliebe – getreu bleibt. Endzeit ist Jetztzeit, der Augenblick Ewigkeit.

Wir werden aber, nach dem Wort des Herrn im 14. Kapitel des Johannes-Evangeliums, nicht dorthin kommen können, wohin Er gegangen ist, und gleichwohl ihm inniger beigelegt als je ein Mensch dem anderen. Wir werden – auch schon hier in der Bedrängnis einer feindlichen Welt – vor dem Übel bewahrt in der göttlichen Wahrheit geheiligt sein, „gleichwie Du, Vater, in mir und ich in Dir, daß auch sie in uns seien ... Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, auf daß sie meine Herrlichkeit sehen, ... damit die Liebe, mit der Du mich liebst, sei in ihnen und ich in ihnen ...“

Diese anthropozentrische, weil ganz christozentrische Schau auf den Abschied und die Wiederkehr Christi stimmt nicht mehr mit dem poetischen oder skulpturalen oder malerischen Reiz aller jener Bilder überein, in denen die Vergangenheit uns die Wiederkehr des Weltenrichters dargestellt hat, der die „Gerechten“ als seine treuen Knechte eingehen läßt ins Haus seines Vaters und die „Ungerechten“ in die Hölle ausstößt. Und doch – das könnte im einzelnen über die mir gewährte Zeit hinaus bewiesen werden – ist der Unterschied zwischen dem bildhaften Schriftverständnis und dem sinnsuchenden Wortverständnis geringer, als man meint. Das sinnsuchende Wortverständnis zieht alles nicht gewaltsam, sondern in einem durch die Geschichte und mit der Ge-

schichte des Evangeliums nur immer stärker und personaler gewordenen Streben nach Heiligung unseres Daseins schon in der Gegenwart vor die Möglichkeit einer letzten Zukunft, die für unser bedrohtes Geschlecht nur zu oft und zu glaubwürdig als selbstverschuldete Zukunftslosigkeit in einer kommenden Menschheitskatastrophe erscheint. Freilich kann auch an uns und unserer Gegenwart sich noch einmal bewahrheiten, was den fundamentalen Unterschied ausmacht zwischen dem erschütternden Erlebnis der elf Jünger in der Abschiedsnacht und ihrer förmlich vernichteten Ratlosigkeit und unserer tief innerlich möglichen, tröstenden Besitznahme der Gewißheit, daß das WORT von Gott Fleisch in einem geschichtlichen Augenblick und durch das Evangelium Botschaft über die Vergänglichkeit hinaus geworden ist: daß *die einen*, die Jünger, Zeugen eines *Geschehens* über Sinn und Verstand geworden waren, und die anderen, *wir*, *Geschichte* überliefert bekommen haben, deren Wirkungsweise bei den meisten – ausgenommen die Gegenwartigkeit des Heilsgeschehens im Augenblick der Erweckung bei den großen und kleinen Heiligen aller Zeiten – sich so verhält wie die sich immer schwächer fortpflanzenden und schließlich ganz verebbenden Ringe auf dem Wasser, in das der Stein der Unruhe gefallen ist.

Flugplatz Idiofa

Die Evangelisation des Paulus
und die Mission von heute

Der unter der Sonne des Kongo glühende Flugplatz von Idiofa war die letzte Zuflucht geworden, die sie in ihrem Leben gefunden hatten, seitdem auch die kleine Stadt, deren niedrige, wie vom Sand eingewehte Umrisse sich im Wabern der Hitze kaum erkennen ließen, von den Rebellen erobert worden war. Welchen Rebellen, unter welchem Kommando, welcher politischen Richtung, mit welcher Unterstützung von außen her, war niemandem mit Sicherheit klar, denn sie hatten keinen einzigen Gefangenen gemacht, den sie hätten verhören können, sondern waren nur von allen Seiten her, aus der Stadt, auf Straßen und mühselig mitten durch den Busch, nicht selten zur eigenen größten Überraschung für einander, hier zusammengetroffen. Der Flugplatz, der leer, mit zwei primitiven, vor Hitze glühenden Hangars wie eine aus dem Busch ringsherum gerodete Insel im Sonnenglast lag und so trügerisch gefahrlos schien, weil niemand die Waffen sehen konnte, die von allen Seiten auf ihn gerichtet waren, — dieser Flugplatz war ihre letzte Welt oder jedenfalls der Ort, wo die große Welt, wenn sie etwas von ihnen wissen und sie suchen und zu sich heimholen wollte, sie finden konnte. Dazu funkte der eingeborene Funker von seiner Wellblechbude neben dem Kommandoturm, auf dem niemand sich zeigen konnte, ohne sofort von Scharfschützen mit eingestelltem Zielfernrohr beschossen zu werden, beinahe pausenlos mit Stanleyville und Leopoldville, und der letzte Treibstoff für seinen Dynamo verrann ebenso unerbittlich, wie seine Hilferufe an die Provinz- und an die Zentralregierung bis eben erfolglos geblieben waren. Denn irgendwo in der Ferne, wo man „mit Spannung an ihrem Schicksal teilnahm“, wie es später hieß, war man sich noch

nicht klar, wer kompetent sei, sie aus den Händen der Rebellen zu retten: die Streitkräfte der Zentralregierung oder die der Provinzregierung, die Helikopter oder Flugzeuge der UNO-Sicherheitskräfte oder Chartermaschinen des Roten Kreuzes oder provisorische Einsatzmaschinen jener Staaten, deren Mitbürger die meisten von ihnen waren: Engländer, Iren, Amerikaner, Holländer, Franzosen, – alles Missionare aller möglichen Konfessionen oder Ordensfrauen, die auf den bei der Flucht nach Idiofa verlassenen Missionsstationen gearbeitet hatten, und . . . Ja, da war noch Monsignore Isia, der Bischof! War der als Kind dieses Landes nicht Kongolese? Gewiß, er hatte nur in Löwen studiert und war dort zum Priester geweiht und später als Bischof dieser Diözese inthronisiert worden. Doch er war Kongolese: ein kleiner, feingliedriger Mann mit einem immer wie zaghaft wirkenden Gewohnheitslächeln, das ihm so unerlässlich für sein Amt zu sein schien wie die weiße Soutane, und einem milden Blick hinter der nickelgefaßten Brille. Und die andern? Natürlich gab es außer den weißen Missionaren und Ordensschwestern noch andere. Jede Gruppe, die sich bis zum Flugplatz von Idiofa mehr durchgeirrt als durchgeschlagen, hatte ein kleines Gefolge von jenen mitgebracht, die bei ihnen auf den Stationen gearbeitet hatten oder gerade gehfähig im Missionsspital gewesen waren. Nur hatte hier, in der glühenden Hitze unter den Dächern der beiden leeren Hangars, die meisten von ihnen ein Fieber wieder eingeholt, und sie lagen, mit geschlossenen Augen vor sich hindämmend oder mit weit aufgerissenen Pupillen in wirren, wilden Phantasien, so nahe den breiten Rolllüren wie möglich, ohne zu bedenken, daß man auf sie schießen

könnte, und redeten von Wasser und Rettung. Die Ordensschwestern pflegten sie, die Missionare gaben ihnen die letzten Medikamente, die sie zu sich hatten stecken können, und geistlichen Zuspruch (keiner wußte mitunter so recht, wes Glaubens der war, den er tröstete, sie redeten zu allen von dem Einen), und der Bischof, Monsignore Isia, segnete, bevor die Dunkelheit hereinbrach, sie alle und ihre Hoffnung.

Und der Funker funkte . . . Die Missionare: Iren, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Holländer, Katholische, Hochkirchliche, Baptisten, Methodisten, Lutheraner, Reformierte, gingen mit dem letzten geistlichen Zuspruch auf den Lippen in seine Hütte neben dem asthmatischen Benzinmotor, der die Batterien speiste, und fragten, wann die versprochenen Maschinen kämen . . . und horchten zugleich in den Busch, mit was für Waffen da geschossen würde. Das Schlimmste waren die Minenwerfer, die beinahe lautlos blieben, bis sie ihre Ernte an Toten und Verwundeten hielten. Gott mochte wissen, welche Macht der Vereinten Nationen die geliefert hatte! Von den fiebernden Schwarzen in der ersten Reihe am Eingang des Hangars nahm es jedesmal eine ganze Reihe mit. Dann wurde aus der zweiten Reihe die erste, aus der dritten, der vierten . . . Gierig nach Luft und Kühle, die sich in der Nacht zu eisiger Kälte verwandelte, rückte der ineinander verwühlte Haufen der Kranken in den Tod nach. Und Monsignore Isia, mit seinem zaghaften Lächeln jeden Tag zaghafter das Innere des Hangars betrachtend, der wohl auch seiner Einsicht immer leerer erscheinen mochte, segnete sie alle.

Am vierten Tage, als beinahe die letzte Gallone Brennstoff für den Motor aufgebraucht und der letzte Gurt

Munition bei den vorgeschobenen Wachen verschossen war, kam die Rettung. Mit wie Libellenflügel gleißenden Propellern kamen die Helikopter und warfen, bevor sie zur Landung ansetzten, noch ein paar Napalmbomben rund um den Platz ab, deren Rauchschwaden zäh im Busch kleben blieben, die hitzeschwere Luft verpesteten, aber die Sicht auf den Flugplatz behinderten.

„Hier ist keinerlei Arbeit mehr möglich“, sagten die Missionare mit oder ohne Kollare und packten ihre kleinen Bündel. Die Ordensschwwestern taten es ihnen nach. „Die schneiden einem mit ihrem Buschmesser die Kehle durch, bevor man ihnen überhaupt hat sagen können, daß man ihnen ja doch nur den Frieden bringen will.“

„Ja, und hacken einem die Hände ab, mit denen man für ihre Seligkeit beten will“, sagte eine uralte, in selbstlosem Dienst verzehrte Schwester mit drolliger Verständnislosigkeit. „Hoffentlich tun sie unseren Kranken nichts. Sie müßten doch sehen, daß . . .“

Monsignore Isia, als der Ranghöchste in der geistlichen Hierarchie, wurde gebeten, als erster einen der Helikopter zu besteigen, aber er lehnte das mit der Begründung ab, ein Kapitän verlasse immer als letzter ein sinkendes Schiff. Es wurde ausgerechnet, wieviele Plätze und wieviele Anwärter darauf es gab. Alle Missionare ließen sich gut verteilen. Auch für die jetzt zurückgezogenen farbigen Wachtposten, die, wenn sie den Rebellen in die Hände fielen, das fürchterlichste Los zu erwarten hatten und die eben förmlich mutwillig ihren letzten Patronengürt in den verqualmten Busch leergeschossen hatten, war Platz. Monsignore Isia, als Kapitän des sinkenden Schiffes, konnte getrost einsteigen. Sein Gepäck bestand ohnehin aus nicht viel mehr als einem feldpriesterlichen Meß-

koffer. Aber Monsignore Isia, die großen, schwarzen Napalmwolken betrachtend, die sich jetzt rasch in dichten Schwaden über den Flugplatz zu wälzen begannen und in denen er selbst schon wenige Augenblicke später wie ein kleiner, verflogener weißer Engel stand, winkte zaghaft lächelnd und abwehrend, ließ sich von niemandem überreden, bat nur, Grüße auszurichten und seiner im Gebet – gleich, welcher Konfession – zu gedenken, und ging dann, allem nutzlosen Gerede ein Ende bereitend, auf den nächsten Hangar mit den Kranken zu, wo ihn eine kniefällig erhobene Schar erwartete, die, Schaum vor den Lippen und mit verdrehten Augen, wild durcheinander von Engeln redete, die sich zur Rettung aus der Luft herniedergelassen hätten, wie damals, als der Sohn Gottes auf die Welt gekommen war zu den Ärmsten der Armen. Wie sie geleuchtet hätten, wie die Flügel geblitzt! Und das Brausen! So laut! Das himmlische Brausen . . . !

Der Bischof lächelte begütigend, setzte sich mitten unter sie und begann die Allerheiligenlitanei und danach die sieben Bußpsalmen zu beten. Erst ganz spät merkte er, daß der Eingang zum Hangar sich vom Rauch und einer Menschenwand der Rebellenkrieger verfinsterte, und zeichnete mit einem *Benedicat vos!* ein Kreuz über seine Herde. Und danach hat die Welt, die ganze, große Welt, nichts mehr von ihm vernommen.

„... Da tun Sie unrecht“, sagte mein geistliches Gegenüber, dem ich die Ereignisse auf dem Flugplatz von Idiofa, soweit ich sie eben hier geschildert habe, erzählte. „Sie glorifizieren den katholischen schwarzen Bischof, der als sicheres Opfer bei seiner – Ihrer Schilderung

nach vielleicht doch noch in sehr magisch-heidnischen Vorstellungen befangenen – christlichen Herde bleibt, bis zum so gut wie sicheren Tod, und setzen alle anderen Missionare, welcher Konfession auch immer, ins Unrecht. Nach dem Gesetz einer geistigen und geistlichen Ökonomie, wie es auch für Missionare und Missionen gilt, waren die mit Recht der Ansicht, daß es einfach unsinnig sei, dort bleiben und wirken zu wollen, wo einem, noch bevor man das Wort vom Frieden predigen konnte, die Kehle durchgeschnitten wurde. Kein Ordensoberer der katholischen Kirche und keine Missionsgesellschaft anderer Konfessionen können ihren Missionaren das Martyrium zur Pflicht machen!“

„Aber was ist dann Mission?“ fragte ich.

„Mission? Was das Wort meint: Aussendung – um das Gebot Christi zu erfüllen, das Sie bei Matthäus im achtundzwanzigsten finden: ‚Gehet hin und lehret alle Völker ...‘“

„Aber in diesem Zeitalter, da das Radio in missionarischen Mammutstationen über alle Sprachen und Dialekte das Evangelium bis in die letzte Hütte zu übertragen beginnt . . .?“

„Ja. Denn es steht auch geschrieben: ‚Und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich befohlen habe ...‘ Ferntaufen, das hat es noch nicht gegeben. Außerdem darf man nicht vergessen, daß jede christliche Mission nicht nur in jedem Erdteil, sondern in jedem Land und Volk, ja schon in jedem Volksstamm ihre eigene Gesetzmäßigkeit hat. Mission ist nicht nur so verschieden, wie Rassen oder Völker sind. Mission ist das Differenzierteste für das Eine oder den Einen . . . Aber

ich glaube längst, Sie machen sich etwas dümmer, als Sie sind.“

„Ohne daß ich ein Rabulist sein möchte“, erwiderte ich: „aber in Fragen des Christentums geht es nach keinem Maßstab der Klugheit, sondern nur der Treue zum Wort. In der Kirche ist man klug; im Evangelium ist Torheit. Der Auftrag zur Mission, den Christus selbst gegeben hat, hat zahllose Aspekte, die sich fortwährend ändern, und nicht zuletzt in unserem Zeitalter, da aus alten Kolonialreichen fortwährend neue Staaten mit niederschmetternd illegitimen Ressentiments gegen den kommunistisch interpretierten „Kolonialismus“ entstehen und die Mission mit allen ihren sozialen Institutionen eigentlich nur hoffen kann, selbst mit dem Makel der weißen Rasse und den geschichtlichen Sünden der Vergangenheit in den Staatsdienst übernommen zu werden, – bis man vielleicht ihrer sozialen Kapazität nicht mehr bedarf oder bis man die Unverfrorenheit zur Enteignung gefunden hat.“

„In gewissem Sinne steht die Christenheit heute wieder dort, wo die ersten Christen bald nach dem Tod und der Auferstehung ihres Herrn beim ersten aller Konzile, dem sogenannten Apostel-Konzil, standen, damals, als es zwischen Petrus und Paulus, die sich „ins Angesicht widerstanden“, darum ging: Evangelisation für den neuen König der Juden des Neuen Bundes nur unter dem auserwählten Volk, dem er entsprossen war, oder Mission auch unter den Heiden in aller Welt?“

„Lehret alle Völker! Von Juden allein ist da nichts gesagt. Und es war ja schließlich auch Paulus zu danken, daß es nicht bei einer Evangelisation des Judentums blieb, wie Petrus das wollte, sondern daß Mission von

Anfang an zur Weltmission und daß das Christentum zur Weltreligion wurde. „ . . . Und taufte sie auf den Namen . . . ‘ Daran kommt keiner vorbei. Es geht nicht um die Nachholung der jüdischen Beschneidung, die Petrus verlangte. Es geht um die Taufe. Eine Lehre kann mit den Mitteln der Zeit verbreitet werden: erst durch leibhaftiges Zeugnis, Rede; dann durch Schrift; dann durch Druck; am Ende durch Rundfunk und Fernsehen, durch Devotionalien, Musik, durch alles, darin sich der Geist ‚ausspricht‘. Aber die Taufe: das Sakrament! Allein um dessentwillen ist, wenn man das Christentum und seine Mission nicht als einen Zweig humanistisch gemeinter ‚Entwicklungshilfe‘ sehen will, Mission nie überflüssig. Im Gegenteil: ich möchte meinen, es wäre besser, alle die von Funktionären kenntnislos und unsinnig verschleuderten Millionen und Milliarden der ‚alten‘ Welt den Missionen zu übergeben. Sie wüßten besser, was damit anfangen, als die ideologischen Funktionäre. Ich fürchte nur, der Glaube an das Sakrament ist bei den Völkern, die es wie Tisch und Stuhl selbstverständlich bei sich haben, nicht stark und nicht lebendig genug. Deshalb auch haben die Funktionäre so leicht siegen.“

„Einverstanden. Aber der kleine, zaghafte lächelnde Bischof, einem (in unseren Augen) so ‚jungen‘ Volk er angehörte, hatte recht. Das Christentum, so alt und so jung zugleich es in jedem neu Glaubenden ist, konnte und kann nie aus seiner Schuld gegenüber der Geschichte und in der Geschichte heraus: daß es in den Grenzen des allgemein Menschlichen ein Menschenunmögliches verlangt, das nur un- und übermenschlich zu leisten ist. Das ist seine Tragik, die man von den Zeiten der Antike her gern vergessen gemacht hat, weil es von so vielen seiner

Hierarchen in eine falsch verstandene Konkurrenz mit den materialistischen Lehren irdischer Glückseligkeit und in Leistungsparallelen zu atheistischen Heilslehren gesetzt wird, ‚damit wir wettbewerbfähig bleiben und etwas zu bieten haben‘.

Es gibt wohl nur eine Theologie, die noch überzeugt, und das ist die Theologie des Martyriums oder, sagen wir, des persönlichen Beispiels. Gedacht und geredet worden ist genug. Schneidet man dem, der bewußt Missionar geworden ist, die Kehle durch, bevor er den letzten Gruß des Auferstandenen hat sagen können: Friede sei mit euch! – er soll ihn wenigstens für alle wünschen, so wie Stephanus mit seinem letzten Atem schrie: ‚Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht!‘ Die Welt, die man äußerlich in mehr als Sitte und Sittlichkeit und innerlich im Geheimnis der Gotteserfahrung sakramental ausbreiten will, muß man zuvor selbst in sich haben.“